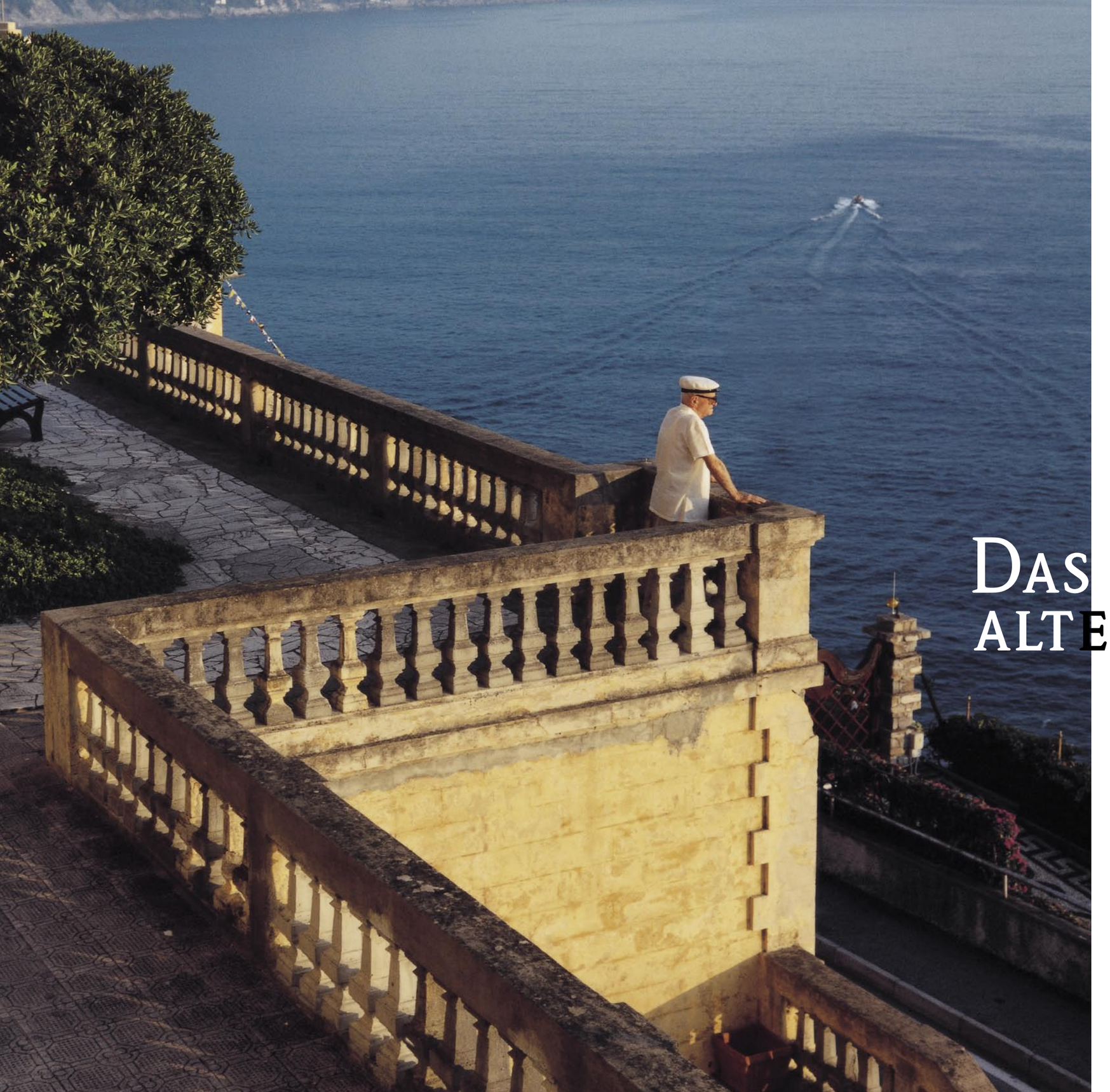
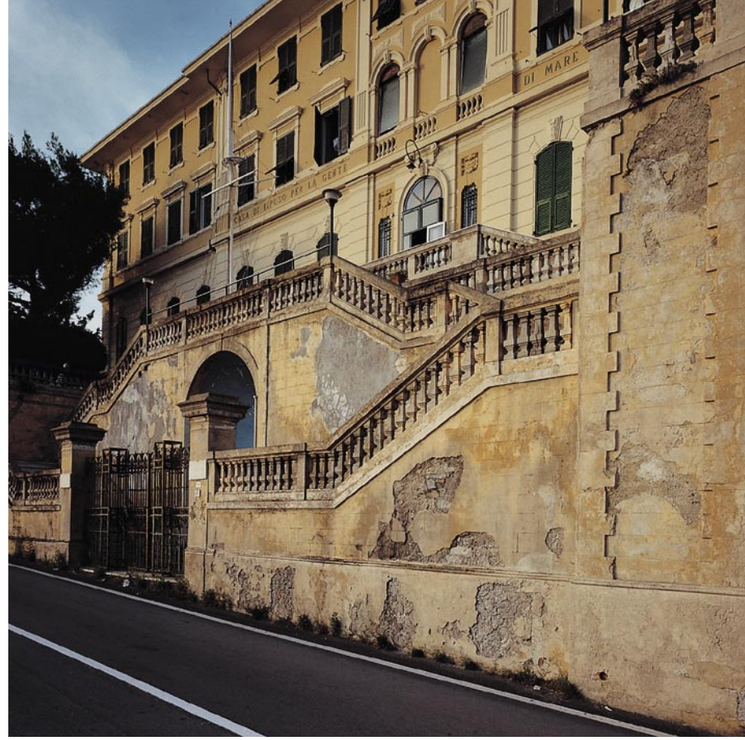




Das Haus der alten Männer

In Camogli, einem kleinen Ort an der ligurischen Küste, steht das einzige Altersheim für Seeleute in Italien – die „Casa di riposo per la gente di mare“

Text: Zora del Buono
Fotos: Florio Pünter

Einer der Bewohner hat den Zweimaster (links) in ruhigen Abendstunden gebaut. Heute hängt das stolze Schiff an prominenter Stelle im Aufenthaltsraum

Primofiore Pagan (oben) kennt sich mit Mode und Benimmregeln aus. Manchmal berät er die anderen Männer in Kleiderfragen

Pasquale Munizio (unten) hat viel erlebt – und viel vergessen

SEINE HAND ZITTERT NUR WENIG. ER ZIEHT EIN zerknittertes Blatt Papier und einen Füllfederhalter aus der Innentasche seines ihm viel zu groß gewordenen Jacketts. Vorsichtig streicht er das Papier glatt und zieht angestrengt drei Linien auf die leere Seite. Dann legt er langsam und mit äußerster Konzentration zwei Wörter über die Linien: Munizio Pasquale.

Immer trägt er einen Stift bei sich, auch heute wird er seinen Namen noch ein paarmal in großen, steilen Lettern aufzeichnen. Pasquale Munizio heißt er, das weiß er noch. Und auch, daß er in New York hätte bleiben sollen, wie alle anderen, vergißt er nicht. Er sagt es einem immer wieder.

Ein schrilles Klingeln – unsanfte Erinnerung an die Weck-sirene auf den Schiffen – hallt morgens um acht durch die kahlen Räume. Der kleine schöne Mann faltet eilig den Zettel zusammen, zuckt entschuldigend mit den Schultern und hastet zum Frühstück. Milchcafé, Weißbrot, ein wenig Marmelade und Früchte stehen auf den Tischen, der morgendliche Hunger ist nicht groß. Zu zweit oder allein sitzen 23 Männer an kleinen, gelben Metalltischchen in dem geräumigen, grün gestrichenen Eßraum der „Casa di riposo per la gente di mare“, dem Haus des Ruhens für die Leute des Meeres. Gesprochen wird kaum, was soll man sich auch erzählen?

Zwei, die sich ein Tischchen teilen, sind Agostino Aste und Giulio Merega. Merega, der 70jährige, der immer etwas später kommt, weil er sich auf ein rollendes Metallgestell gestützt durch die Räume bewegen muß. Den Kopf nach unten, kann er stehend nur die Welt der Füße und des Terrazzo wahrnehmen. Aste hingegen, 17 Jahre älter, ist stets pünktlich, er ißt genüßlich, die Sonnengläser der Brille hochgeklappt, und bricht nach dem Frühstück zu seinem täglichen Spaziergang durch Camogli auf. Die Luft ist feucht, die Hitze um diese Uhrzeit erträglich. Noch spielt die Katze in der Sonne ihr grausames Spiel mit einem zum Sterben auserkorenen Käfer. Später wird sie faul im Schatten liegen und auf die Reste des Mittagessens warten.

Den Park teilt sich die Casa di Riposo mit der Villa des ehemaligen Direttore. Keiner weiß genau, weshalb der Mann da noch wohnen darf. Gemunkelt wird viel, vielleicht hat er gute Freunde in Rom? Die Villa thront bedrohlich über dem Anwesen, erinnert an das Haus der mordenden ‚Mutter’ in Hitchcocks „Psycho“. Hinter einer Fensterscheibe sieht man denn auch das starre Gesicht einer Greisin. Stundenlang kann sie da stehen und regungslos herschauen. Wer ist sie? Auch hier nur Spekulationen. Vielleicht eine Tante des Direttores. Der Führungsstil des Alten war despotisch, hart und hierarchisch. Und noch heute ist sie spürbar, die Macht des Stärkeren.

Aste zieht das grüne Metalltor, welches die Straße vom

Munizio fehlen oft die Worte. Doch die Hände sprechen eine eigene Sprache. Im Gespräch mit Salvatore Benefazio

Jeder italienische Seemann kennt das Haus, aber es gibt immer weniger italienische Seemänner

Park trennt, hinter sich zu und geht der Hauptstraße entlang ins Dorf.

Camogli also: ein Ort mit vielleicht 4000 Einwohnern, 20 Kilometer östlich von Genua gelegen. Ein Städtchen mit einer erstaunlichen Architektur. Glatte Fassaden zum Meer hinaus, einhundertjährige, stolze Häuser mit sieben, acht, manchmal auch neun Stockwerken. Dichtgedrängte Hochhäuser mit enormen Ausmaßen; man erwartet solche Gebäude vielleicht in Mailand, nicht jedoch in einem Fischerörtchen an einer ligurischen Bucht.

Nein, zum Hafen geht er nicht. „Ich habe in meinem Leben genügend Wasser gesehen. Wenn der Arzt mir Blut abzapfen will, dann rieselt nur Salz aus meinen Adern." Aste ist stur. Unter gar keinen Umständen will er an die Mole, auch nicht für ein Foto. „Es ist ein Mythos, daß Seeleute ohne Meer und Schiff nicht sein können. Der Fabrikarbeiter kann ohne Fließband auch ganz gut leben." Er dreht sich um, geht weiter, die Straße gabelt sich, er wählt – wie immer – den oberen Weg.

Im Haus ist es ruhig. Die Männer haben sich verteilt, einer liegt auf der Pritsche im Sanitätszimmer und läßt sich den Blutdruck messen, zwei sitzen im Flur, die Blicke hängen am Boden, ein anderer liest im Aufenthaltsraum die Zeitung, ein paar dösen vor sich hin, tief in die schwarzen, abgenutzten und überaus bequemen Ledersessel gedrückt, die an den weiß gekalkten Wänden entlang stehen. Die grünen Fensterläden sind geschlossen, das grelle Sommerlicht ist ausgesperrt.

Es gibt auch die, die sich sofort wieder in ihre „Kabinen" eingeschlossen haben – „die Gewohnheit, Signora, die Gewohnheit". Man sagt, es seien jene Männer, die auf Ölfrachtern geschuftet haben, denen die Eintönigkeit und Härte der Arbeit die Seele geraubt habe, die mißtrauisch und einsilbig geworden seien. Wenn man auf dem Flur an ihren Zimmertüren vorbeigeht, hört man die schrillen Töne billiger italienischer Fernsehshows.

Die Kabine von Francesco Palombo ist ordentlich aufgeräumt, am Fenster hängen Kleider zum Auslüften. Ein hölzerner Kleiderschrank, ein karierter Stoffsessel, ein schmales Bett, ein kleiner Tisch mit großem Spiegel, darauf ein paar Fotos. Kleine Kinder, eine Frau, ein altes Paar, wahrscheinlich seine Eltern. In eine chinesische Stickerei eingearbeitet, schaut ein ernstes, junges Gesicht von der Wand herunter: Palombo 1927 in Shanghai. Palombo erzählt gerne aus seinem Leben. 90 Jahre alt ist er jetzt, mehr als 45 Jahre hat er auf Schiffen verbracht. Es sind aber nicht die Meeresabenteuer – und er hat viele erlebt –, die ihn beschäftigen. Er spricht vielmehr, langsam und sehr präzise, von seiner Familie. Vor allem von seiner Frau, die 1936 nach der Totgeburt eines Sohnes schier wahnsinnig wurde und monatelang nur noch „e il mio bimbo!" schrie, solange, bis sie von einem Arzt in eine psychiatrische Anstalt in Siena eingeliefert wurde. Psychiatrie 1936 hieß: Elektroschock, Zwangsjacke, kahlrasierter Schädel, schwerste Medikamente. Irgendwann hat er des abends seine Frau heimlich wieder mitgenommen und sie zu seiner Schwester gebracht.

Ein weiterer Sohn wird geboren. Das Kind gedeiht und wächst, bis es mit drei Monaten plötzlich erkrankt: Hirnhautentzündung. Der Säugling wird ins Krankenhaus gebracht, der kleine Körper ist verkrümmt, die Füße berühren den Hinterkopf. Die Mutter begleitet das Kind, Palombo fährt morgens mit dem Schiff auf das Meer hinaus, transportiert Carrara-Marmor von einem kleinen Hafen nach Livorno. Der Stein wird dort auf amerikanische Frachtschiffe verladen, die Amerikaner lieben den italienischen Marmor. Die Arbeit ist hart, der Tagesablauf streng eingeteilt. Vom Hafen fährt er direkt ins Krankenhaus. Täglich, wochenlang. Die Frau ist erschöpft, sie wird für einen Tag nach Hause gebracht. Am nächsten Morgen ist das Kinderbett leer. Der Säugling liegt in der Leichenhalle, in seinen Schädel ist ein kleines, sauberes Quadrat eingedrückt. Was ist passiert? Palombo schüttelt den Kopf. Medizin 1938.

Die verzweifelte Frau wird noch drei gesunde Kinder zur Welt bringen. Mario, der älteste, ist heute Kapitän des größten Luxusliners Italiens, der „Costa Victoria". Alle im Haus sprechen über Mario und darüber, was für ein Glück Palombo mit seinem Sohn doch hat. Der Vater verläßt das Mittelmeer nicht mehr und transportiert rund zwei Jahrzehnte lang Waren von Tunis und Tanger nach Italien. Nach dem Tod seiner Frau lebt er ein paar Jahre alleine.

Und nun ist er hier. Wie alle anderen, mußte auch Palombo zwei Aufnahmebedingungen erfüllen: Zur See mußte man gefahren und alleinstehend sollte man sein. Immer weniger Männer leben in dem 1931 erbauten Haus. Für 50 Seeleute wurde es konzipiert, über Jahrzehnte wohnten hier immer 50 Männer. Heute sind es gerade noch die Hälfte, mehr als 20 Zimmer stehen leer, ein kleines Sicherheitsschloß baumelt an den jeweiligen Türen.

Diese Institution ist einmalig. Jeder italienische Seemann kennt das Haus, aber es gibt immer weniger italienische Seemänner. Und Rom? Rom, oder vielmehr das INPS, das Instituto Nazionale Providenza Sociale, kümmert es kaum, ob hier ein Mythos zugrunde geht. Es wird nun überlegt, ob man das Haus schließen oder es für andere Männer, Landmenschen halt, oder gar für Frauen öffnen soll.

Einfacher und lukrativer wäre es, die Villa an einen der vie-

Dreimal täglich hallt die Klingel durchs Haus: Essenszeit für die 23 Männer

Agostino Zolezzis Geschichten handeln meist von Tieren, von Hunden, Hühnern und Kühen an Bord der großen Schiffe

len wartenden Investoren zu verkaufen, von denen gesagt wird, daß sie ein Hotel der gehobenen Klasse daraus machen möchten. Die Infrastruktur ist perfekt: im Keller Großküche und Wäscherei, die Aufenthalts- und Speisezimmer im Erdgeschoß, sogar eine kleine Kapelle ist vorhanden – würde man sie nutzen? –, der Garten groß genug für ein Schwimmbad, die Sicht auf die gelben Häuser von Camogli und die felsige Küste beeindruckend. Signor Vernazzano, der jetzige Direktor, ist ernsthaft besorgt. Er schreibt seitenlange Briefe nach Rom, von denen er genau weiß, daß sie nichts nützen. Und doch schreibt er sie.

Die Männer haben Angst, wohin sollen sie gehen, wenn das hier zu Ende ist? Aber nicht nur den Bewohnern ist bei dem Gedanken an die Zukunft unwohl. Es gibt Leute im Haus, die seit mehr als 20 Jahren hier arbeiten: Angela natürlich, die Seele des Hauses, von allen Männern verehrt und geliebt. Angela, von der sich manch einer wünschte, sie wäre seine Tochter, eine, die nicht nur pflichtbewußt am Sonntagabend anruft, sondern sich für die Nöte und Geschichten der Männer wirklich interessiert. Oder der zierliche Schneider aus Apulien, der für die gesamte Wäsche verantwortlich ist und die schönsten Uniformen näht. Er sitzt im Souterrain an seiner Nähmaschine, und wer am Haus vorbeigeht, bückt sich so gut es eben geht, grüßt oder plaudert ein wenig mit ihm.

Aste, der Seemann ohne Seefahrerromantik, kehrt von seinem zweistündigen Spaziergang durch das Dorf zurück. Seine Nüchternheit erstaunt. Ist doch seine Biographie eine der abwechslungsreichsten im Haus. Es wohnen Männer hier, die haben ein Leben lang nur Maschinenräume gesehen, haben immer in den dunklen Eingeweiden der Schiffe gearbeitet; auf Ölfrachtern, die teilweise nicht einmal die Häfen anliefen, deren Fracht weit draußen gelöscht wurde. Andere gibt es, die sind kaum über das Mittelmeer hinausgekommen, haben nur Kohle von den Inseln auf den „Kontinent“ transportiert.

Aste hingegen hat viel erlebt: Mit elf Jahren fing er als Fischerjunge in Camogli an, mit 15 war ihm die Welt hier zu klein. Er heuerte als Deckjunge auf der „California“ an, fuhr ein paar Jahre von Los Angeles nach Alaska und zurück, bediente reiche Amerikaner auf ihren Kreuzfahrten. Danach drei Jahre bei der italienischen Marine, Einsatz im Abessinienkrieg – „warum haben wir das damals eigentlich gemacht?“ –, dann als Kabinenmatrose auf kleinen Passagierschiffen in Afrika. 1937 ist er für ein paar Wochen der persönliche Stewart von Hemingway, diesem „schönen, bescheidenen, gut erzogenen Mann“.

Er fährt Reisende, Politiker, Händler, Schriftsteller und Forscher die afrikanische Küste hoch und hinunter, immer Chinin schluckend, die Hitze und Schwüle kaum ertragend. Einmal werden in Sansibar 40 Schwarze für ein paar Wochen

Die meisten schätzen es, alleine zu essen. Nur wenige Männer sitzen zu zweit an einem Tischchen

an Bord genommen, die Italiener halten die Hitze nicht aus und lassen die Afrikaner für sich arbeiten. Auf den Kapverdischen Inseln bleibt das Schiff hängen, werden alle Italiener von Bord geworfen. In Europa ist jetzt Krieg, man wartet ab. Siegt der Duce oder nicht? Drei Jahre Warten. In der Zwischenzeit lernte er eine Frau kennen, sie bringt eine Tochter zur Welt. Später dann wird er das kleine Mädchen mit nach Italien zurücknehmen, die Frau hingegen bleibt auf den Inseln. Warum? Schweigen. Er heiratet eine Frau aus Camogli, fährt weiter zur See, solange eben, bis ihm Salz statt Blut aus den Adern rieselt.

Die Glocke gellt, ihre Lautstärke ist auf schwerhörige Ohren eingestellt. Dreimal täglich dieser Lärm, es ist dieses Geräusch, welches den Tagesablauf der Männer bestimmt.

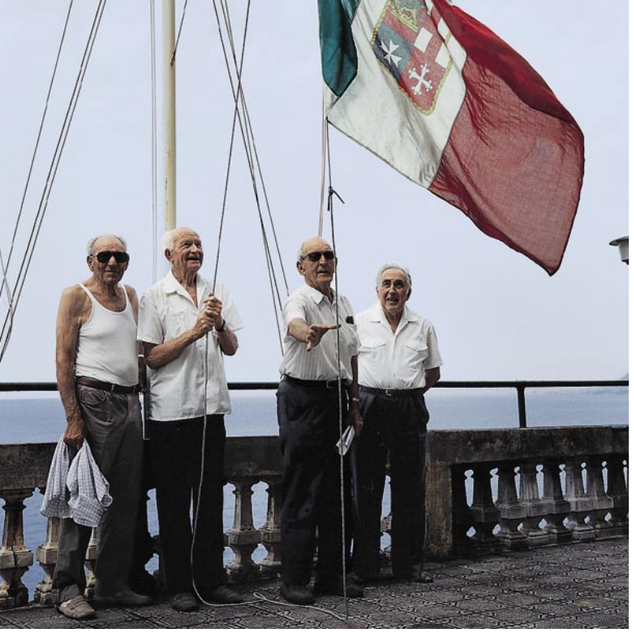
Aste trifft Merega schon auf dem Flur, er paßt seine Laufgeschwindigkeit der des Gebeugten an. Sie schlurfen gemeinsam zum Speiseraum. Früher war der Saal durch einen Paravent in zwei Teile unterteilt. Hinten saßen die Kapitäne, vorne das gemeine Volk: Maschinisten, Matrosen und Stewarts.

Heute gibt es nur noch einen, der sich unbedingt abgrenzen muß. Er erscheint immer – und zwar wirklich immer – erst im Speisesaal, wenn die anderen mit Essen fertig sind. Dann sitzt er stolz, unnahbar und einsam an seinem Tisch, schlürft seine Suppe, während das Personal bereits mit dem dreckigen Geschirr klappert, die leeren Wasserflaschen einsammelt, die Brotbrösel zusammenwischt und die bunten Plastikdecken reinigt.

Draußen stehen schon ein paar Männer auf der Treppe und blicken auf das ruhige Meer hinaus. Zwei große Kähne ziehen vorbei. Keine Italiener, denn wären es Schiffe mit italienischer Besatzung, dann führen sie näher an die Küste heran, und man würde auf der Höhe des Hauses das Tuten hören, den langanhaltenden Gruß, die laute Respektbezeugung der Jugend vor dem Alter. Auch Palombos Sohn Mario läßt das Horn ertönen, wenn die „Costa Victoria“ in Genua einläuft. Manchmal, wenn ein ganz besonderes Schiff vorbeifährt, eilen ein paar Männer zum Schrank im Aufenthaltsraum und holen die Flagge heraus. Vom Meer her erklingt dann der Ruf, das Haus grüßt mit gehißter Flagge zurück.

Es ist jetzt richtig heiß geworden, im Aufenthaltsraum wird schon wieder kollektiv vor sich hingedämmert. Bis auf das sanfte Schnarchen eines dicken Sizilianers – kaum jemals spricht einer mit ihm, weil keiner seinen Dialekt versteht – ist alles ganz still. Die Männer ruhen sich aus, ein paar sind auch in ihren Kabinen mit maritimen Arbeiten beschäftigt. Die Ergebnisse werden später im Aufenthaltsraum zu sehen sein oder an Nichten und Neffen verschenkt: Flaschenschiffe, geknüpfte Taschen und Schiffsknoten. Der Aufenthaltsraum lebt von Astes Arbeiten:

Die Nachmittage sind ruhig. Ein paar Männer sitzen im Aufenthaltsraum. Andere haben sich in ihre „Kabinen“ zurückgezogen, einige stehen vor dem Haus und plaudern oder schauen aufs Meer



Francesco Palombo hißt immer dann die Flagge, wenn das Schiff seines Sohnes in Genua einläuft

Aldo Granvillanis Lieblingsplatz an der Promenade von Camogli

Agostino Aste, der Seemann ohne Seefahrerromantik, grüßt höflich, nachdem er von seinem täglichen Spaziergang durch Camogli zurückgekehrt ist

Battista Gualco – einer der wenigen, die ständig gut gelaunt sind

Schon von weitem erkennbar und allen Seeleuten wohlbekannt: die „Casa di riposo per la gente di mare“

Kleine Ölbilder hängen an der Wand, an prominentester Stelle steht ein gewaltiges, zweimastiges Segelboot.

Gualco, der freundliche Camogliese mit dem breiten Lachen, tritt mit einem Wäschekorb in den Händen aus der Tür, geht um das Haus herum und hängt seine von Hand gewaschenen Kleider – „das habe ich immer selbst gemacht“ – im Garten auf. Kürzlich mußte er zur Hochzeit einer Nichte nach Como fahren. Die Aufregung war groß; was zieht man zu sowas an? Angela hat ihm die Koffer gepackt, ein paar Männer standen mit guten Ratschlägen um den Kleiderschrank herum. Pagan, der Älteste, hat Gualco eine Krawatte geliehen und sie bereits vorher gebunden. So konnte nichts mehr schiefgehen. In Gualcos Zimmer hängt nun ein großes Farbfoto: Der strahlende Mann mit perfekt gebundener Krawatte und im Anzug zwischen zwei jungen Frauen stehend.

„Da kommt ja meine Verlobte!“ Drei Männer sitzen auf der Parkbank und blicken die Frau, die aus der Tür tritt, freundlich an.

Die Köchin, vielleicht 20 und sehr, sehr abweisend, stolziert ungerührt an den Männerblicken vorbei die Treppe herunter; der üppige Körper wird von einem schwarzen Kleid mit weißen Punkten zusammengehalten, nur der braungebrannte, schwere Busen zeigt ein verführerisches, süßes Stück Haut, bewegt sich in großzügiger Eleganz. Sie erträgt es, jedermanns Verlobte zu sein, ahnt vielleicht, daß ihr Körper die Männer an viele andere Frauen zurückdenken läßt. Hat man ihr auch erzählt, daß japanische Frauen angeblich die zarteste Haut, polnische den tiefsten Blick und südamerikanische das herzlichste Lachen und die perfekt geformten Beine haben?

Schwester Angela. Vielen der alten Seeleute ist sie kostbar wie die eigene Tochter

Direktor Vernazzano tut alles, was in seiner Macht steht, um das Haus auch für die Zukunft zu erhalten

Vom Meer her erklingt der Ruf. Das Haus grüsst mit gehisster Flagge zurück

Männergespräche, nicht mehr ganz ernst gemeint. Männeraugen, die begehrt haben, die noch wissen, wie sich das Begehren einst anfühlte, denen heute aber die Schärfe fehlt.

Einzig ein distinguiert wirkender, sorgfältig gekleideter Genuese mit weißem Schnauzer, gebrechlich, langsam am Stock gehend, überschreitet die Grenze. Die Warnung von Angela „Signora, der braucht keine Begleitung!“ wurde als solche nicht verstanden. „Signora oder Signorina?“ Im Zimmer dann ein hektischer Überfall; zittrige, hungrige Hände, verzweifelt auf der Suche nach dem weiblichen Fleisch, ein trockener Mund, der das Recht auf jeden Frauenmund zu haben glaubt, eine kurze Rangelei, aus der der Alte als Verlierer hervorgeht – alte Männer sind nicht mehr stark –, auf dem Flur noch ist seine Stimme hörbar: „Signorina, vergessen Sie mich nicht, vergessen Sie mich nicht.“

Am nächsten – und allen darauf folgenden – Morgen wird er dann schon wartend auf der Treppe stehen. „Signorina, sind Sie Katholikin?“ Sein Versöhnungsgeschenk liegt oben im Zimmer: eine kleine goldene Madonna, erstanden in Lourdes. „Signorina, gehen wir und holen es.“ Munizio stellt sich neben ihn, blickt ihn vorwurfsvoll an und sagt: „Mach dir keine Hoffnungen, dein Leben ist vorbei.“ Lichter Moment des kleinen Mannes.

Vor dem Haus sitzen sie nun zu fünft. Sie warten. Ein weiterer steht an der Balustrade, füttert ein paar Tauben. „Warum gurren diese Tiere immer? Haben sie Hunger? Vielleicht muß ich sie nur genügend füttern, damit sie endlich ruhig sind.“

Wieder die Glocke. Es ist 19 Uhr. Die Männer brechen ihre Gespräche mitten im Satz ab, stehen ächzend auf und steigen schweigend die Treppe zum Haus hoch.

Merega und Zolezzi holen ihre rollenden Gestelle heran, ziehen sich mühsam hoch und schieben sich den Flur entlang. Zolezzi hat vorhin noch mit einem Anflug von jungenhaftem Stolz erzählt, wie er als kleiner Matrose dem Kapitän, der sich täglich von einem Unteroffizier drei frisch gelegte Eier bringen ließ und sie, derweil die Mannschaft kaum zu essen bekam, heimlich trank, drei hartgekochte Eier in die Nester legte. Der Ärger des Kapitäns war groß, die Freude und Befriedigung des Matrosen größer. Jetzt sitzt er in Gedanken versunken und krumm am Tisch. Seine Haut ist vom vielen Salzwasser ganz zerfressen. Vielleicht denkt er wieder an die Überfahrt von Buenos Aires nach Kapstadt, an den Hund, der nie von Bord gehen wollte, weil er auf dem Schiff zu Hause war, oder an die Kühe und die 30 Ziegen, die mit an Bord waren, um die Männer auf der langen Überfahrt mit Milch und Fleisch zu versorgen, oder eben: an hartgekochte Hühnereier.

Das Neonlicht im Aufenthaltsraum wird eingeschaltet, die Läden bleiben vorerst noch geschlossen. Der Fernseher läuft, Munizio steht als Erster in der Tür. Er sieht klein und verloren aus in der hellen Kahlheit des großen Raumes. „Haben Sie gesehen, wie die essen? Wie die Hunde!“ Munizio, der Mann mit den liebenswürdigsten Augen der Welt, der Mann, der seinen Namen aufschreiben muß, um sich an sich selbst zu erinnern, hat immer noch das erstklassige Benehmen des Luxuslinerstewarts, der er einst war, auf der Strecke von New York nach Genua. „Ich hätte in New York bleiben sollen, wie all die anderen auch.“

Der Raum wird belebt, man sieht sich die Nachrichten an, drei beginnen, Karten zu spielen. Das Telefon klingelt, ein Sohn aus Mailand wünscht seinen Vater zu sprechen. Aste holt die Billardkugeln aus dem Schrank: Die alten Männer bücken sich über den Tisch und lassen die Kugeln von Hand über den Filz rollen. Fremde Variante des vertrauten Spiels.

Einer hat sich verzogen, wie immer. Ihn, den zurückhaltenden Mann mit der langen Narbe auf dem Schädel, der schon seit Monaten davon spricht, daß ihn seine Tochter zu sich nach Rapallo holen wird, ihn trifft man abends in Camogli auf einer Parkbank sitzend. Manchmal beobachtet er die Menschen, die, leicht bekleidet, fröhlich und ausgelassen auf der Promenade entlang spazieren. Meist jedoch sitzt er auf einer Plattform, die ins Meer hinausragt. Er sitzt da und starrt auf den Horizont, und nicht selten geschieht es, daß er einschläft.

Jemand hat die Fensterläden geöffnet, aus dem Innern des Hauses ertönt die Stimme des Nachrichtensprechers. Palombo steht mit zwei anderen an der Brüstung der Treppe. Das Meer ist ganz glatt, weit hinten sieht man Genua. In ein paar Wochen wird es wieder soweit sein. An einem Abend im Spätherbst wird die „Costa Victora“ auslaufen. Gegen 17 Uhr fährt das größte und schönste Passagierschiff Italiens dann ganz nah an der Küste vorbei. Der Kapitän wird einen langanhaltenden, lauten Gruß an Land senden. Vielleicht sehen ein paar aufmerksame Passagiere, wie ein alter Mann vor einem großen, gelben Haus eine Flagge hißt.

Zora del Buono, Jahrgang 1962, ist Architektin und Kulturredakteurin von **mare**. *Sie wuchs in Italien und der Schweiz auf, lebt und arbeitet in Berlin.*

Florio Pünter, Jahrgang 1963, lebt als freier Fotograf in New York und im schweizerischen Engadin.